

Auszug: O Jerusalem

Endlich im Gelobten Land

Die Ausführung von Ben Gurions Befehl wurde dem phlegmatischen Haganah - Veteranen übertragen, der einige Zeit vorher im Kibbuz Naharaim Glubb Paschas geheimen Emissär empfangen hatte. Schlomo Schamir, dem Oberst Desmond Goldie Glubbs Hoffnungen auf eine friedliche Teilung Palästinas angedeutet hatte, sollte den ersten von dem neuen Staat Israel aufgestellten Truppenverband gegen Glubbs Legion führen, die sich oberhalb von Latrun verschanzt hatte.

Der dreiunddreißigjährige, in Russland geborene Schamir war Ladenverkäufer, Drucker, Maler Elektriker und Globetrotter gewesen, bevor er sich der Haganah anschloss. Aber nicht seine Dienstzeit bei der Haganah veranlasste Ben Gurion, ihn zum Kommandeur der Siebenten Brigade zu ernennen, sondern der Umstand, dass er auch in der englischen Armee gedient hatte. Bevor er zum Angriff auf die Legion antrat, musste der frisch gebackene Brigadekommandeur seine Einheit jedoch erst auf die Beine stellen. Die eine Hälfte sollte aus Kompanien gebildet werden, die ihm schon bestehende Verbände abzutreten hatten, die andere musste er sich in Ausbildungslagern, Reservisteneinheiten und, wie Schamir bemerkte, „auf den Gehsteigen von Tel Aviv“ zusammensuchen.

Mit ein paar hundert Pfund versehen, um seinen Kommandoposten einzurichten, beschlagnahmte Schamir drei Räume im Hotel „Bristol“ im Stadtkern von Tel Aviv. Er telefonierte umher, er schlich sich an den Cafés in der Dizengoff-Straße entlang, er schickte Späher nach allen Richtungen aus, bis er schließlich die ersten Offiziere für seine Brigade beisammen hatte. Da die besten Leute bereits vergeben waren, musste er sich den Kopf nach den Namen von Freunden zerbrechen, die er als tüchtige Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg kannte. Der erste, der ihm einfiel, war Vivian Herzog, der elegante ehemalige Gardeoffizier, der in Jerusalem Verbindungsmann des Haganah-Nachrichtendienstes zu den Briten gewesen war. Herzog wurde mit einer Piper Cub nach Tel Aviv geholt und zu Schamirs Operationschef ernannt. Die Atmosphäre, die er in den drei Zimmern im Hotel „Bristol“ vorfand, hatte wenig Ähnlichkeit mit den englischen Kommandostellen, die er gewohnt war. „Es war ein fröhliches Chaos, Männer ohne Rangabzeichen klopfen einander auf die Schulter und wollten in zwei Tagen schaffen, wozu die Engländer neun Monate gebraucht hätten.“

Als Chefs seiner zwei Bataillone trieb Schamir zwei Männer auf, die wie er aus Russland stammten. Der erste war Hajm Laskov, neunundzwanzig, früher Hauptmann in der Jüdischen Brigade und eifriger Jünger von Clausewitz. Seine Neigung zum Soldatenberuf hatte er entdeckt, als er, damals ein kleiner Junge, an den Ufern der Beresina Knöpfe sammelte, die von den Uniformen napoleonischer Soldaten stammten. Das Bataillon, mit dessen Führung er betraut wurde, war eine ehemalige Palmach-Einheit, deren Unteroffiziere sich abgesetzt hatten, weil sie lieber mit ihren alten Kameraden im Süden kämpfen wollten. Seine „Panzerwaffe“ bestand aus einem bunt gemischten Aufgebot von zwanzig Fahrzeugen, die in Joseph Avidars Werkstätten rasch noch mit Panzerplatten versehen worden waren, sowie einem Dutzend Halbkettenfahrzeugen, die eben mit dem ersten Schiff eingetroffen waren, das Xiel Federmann geschickt hatte.

Seinen Fahrzeugen fehlte es an leichten MG, Funkgeräten und Werkzeug. Die Fahrer wussten nicht, wie man ohne Scheinwerfer oder mit geschlossenem Sehschlitz fuhr. Manche von ihnen, bemerkte Laskov, „hatten nicht mal eine Ahnung, wie viel Luft ihre Reifen vorn brauchten“. Wie Laskov selbst sagte, war dieses 79. Motorisierte Bataillon die reinste Karikatur einer gepanzerten Einheit.

Noch schwieriger war die Aufgabe, der sich Schamirs zweiter Bataillonschef, der neunundzwanzigjährige Zwi Hurewitz, zu unterziehen hatte. Sein 72. Infanteriebataillon bestand nur in der Phantasie seiner Planer. Schamir hatte ihm als Grundstock hundert Rekruten der verschiedensten Ausbildungsgrade in Aussicht gestellt. Hurewitz fuhr nach Tal Haschomer, einem Krankenhaus außerhalb von Tel Aviv, das als Trainingszentrum diente, um sich seine Männer zu holen. Dort bot sich ihm, wie er Schamir meldete, ein Bild „wie ein orientalischer Basar. Die Brigaden rissen einander die Leute aus den Händen wie warme Semmeln, und wenn man bei dem Gerangel nicht mitmachte, bekam man nur die Krümel.“ Als er hundert Leute zusammengeklaut hatte, fragte er Schamir, woher die übrigen kommen sollten. Schamir warf die Arme hoch. „Was weiß ich“, sagte er, „morgen finden wir schon eine Lösung.“ In Jerusalem ging der Angriff der Arabischen Legion auf das Jüdische Altstadtviertel mit unverminderter Heftigkeit weiter. Abdullah Tell hatte seine Panzerspähwagen und Panzerabwehrkanonen zur Unterstützung seiner Attacke auf dem Ölberg postiert. Sie feuerten pro Tag zweihundert Geschosse in das Quartier.

Als erstes wichtiges Bollwerk der Haganah fiel die Nisan-Bek-Synagoge, der prachtvolle Bau, dessen Kuppel Kaiser Franz Joseph gestiftet hatte. Sie war ein Eckpfeiler bei der Verteidigung des Viertels, und die Haganah kämpfte verbissen um ihren Besitz. Aus dem ganzen Quartier eilten Reserven zum Beistand herbei. Die Mädchen gaben den Männern einen eindrucksvollen Beweis unerschrockenen Muts. Esther Cailingold lief von einem Posten zum anderen, brachte neue Munition und nahm sich der Verwundeten an. Die sechzehnjährige Judith Jaharan musste das Gewehr in die Hand nehmen, um die Straße zu verteidigen, in der sie zur Welt gekommen war. Ein arabischer Offizier, der die Übersicht verloren hatte, von wo überall seine Leute beschossen wurden, wandte sich um Hilfe an einen Mann, der seine genaue Kenntnis der Häuser im Viertel seiner wenig beliebten Profession verdankte, einen Mietenkassierer. Mit Straßenanzug und Tarbusch bekleidet, als sei er auf einem seiner Rundgänge unterwegs, versuchte er, die Schützen der Haganah aufzuspüren. Er wurde vermutlich aus den Fenstern eines seiner Mieter von einer Kugel getroffen. Fausi el-Kutub befahl acht seiner Männer, eine Sprengladung an der Basis der Synagoge anzubringen. Sie wurden alle getötet oder verwundet, als sie über den freien Platz zu ihrem Ziel rannten. Keiner meldete sich freiwillig für einen zweiten Versuch. In der Hoffnung, durch sein Beispiel die anderen mitzureißen, sprintete Kutub selbst über den Platz. Als er die Synagoge erreichte, merkte er, dass ihm kein einziger gefolgt war. Wie eine Spinne drückte er sich an das Gemäuer, bis der Tunesier, dem er ein Eheweib versprochen hatte, mit einem 25-Kilo-Sprengsatz zu ihm stürzte.

Die Exposition ritzte die Mauer kaum. Nach drei weiteren vergeblichen Versuchen konnte Kutub endlich ein Loch in die Mauer der Synagoge sprengen. Ein Trupp Legionäre drang durch den Qualm hinein. Kutub war überzeugt, dass die Haganah einen Gegenangriff unternehmen und die in der Synagoge eingedrungenen Irregulären sich rasch ans Plündern machen würden. Er beschloss, das Gebäude mit einer Hundert-Kilo-Sprengladung in die Luft zu jagen. Eine furchtbare Explosion erschütterte gleich darauf das Viertel und verwüstete die Synagoge. Als sich der Qualm verzog und das Zerstörungswerk sichtbar wurde, hörte Kutub von den jüdischen Stellungen ringsum einen Chor entsetzter Schreie. Gleich darauf ertönte Siegesjubiläum. Ein kleiner Haganah-Trupp ging unter Führung von Judith Jaharan zum Gegenangriff über und entriss den Arabern die rauchende Ruine wieder. Wie Kutub vermutet hatte, waren die Irregulären sofort zum Plündern übergegangen. Die Haganah fand tote Araber, die sich Altartücher umgewickelt, Thorarollen ins Hemd und Stücke von Leuchtern und Lampen in die Taschen gestopft hatten. Doch der Mut, den die Verteidiger der Nisan-Bek-Synagoge bewiesen, reichte nicht aus, wenn das Viertel vor dem Untergang bewahrt bleiben sollte. Zwei weitere Durchbruchversuche am Zionstor waren gescheitert, und viele

Verteidiger verloren allmählich die Hoffnung. Am Abend dieses schweren Tages – die Synagoge befand sich inzwischen wieder in arabischer Hand – sandten zwei der angesehensten Rabbiner des Quartiers ihren Kollegen in der Neustadt eine verzweifelte, fast hysterische Botschaft: „Die Gemeinde steht am Rande eines Gemetzels. Im Namen der Bewohner, ein verzweifelter Hilferuf . . . Rüttelt die höchsten Stellen, die ganze Welt auf, uns zu retten.“

Ein ähnlicher Angstschrei drang in derselben Nacht durch das jüdische Vorstadtviertel Beit Hakerem. Die Bürgerwehrmänner rannten von Haus zu Haus und verbreiteten die Hiobsbotschaft, dass Ramat Rachel gefallen sei. Nach der langen Reihe „eroberter“ arabischer Orte hatte Oberst Abd el-Asis endlich eine jüdische Siedlung der Liste seiner Ruhmestaten anfügen können. Fast vierundzwanzig Stunden waren pausenlos ägyptische Granaten in dem Kibbuz eingeschlagen, um es sturmreif zu schießen. Bei Anbruch der Nacht waren dann seine Leute in die Ruinen eingedrungen, und nun hieß es, seine Panzer seien im Anmarsch auf Ein Karem. Jungen liefen von Haus zu Haus und forderten alle „mit zwei Armen und zwei Beinen“ auf, beim Bau von Barrikaden mitzuhelfen. Frauen kamen im Bademantel und mit Lockenwicklern, Männer im Schlafanzug oder einer Hose, die sie schnell angezogen hatten, Kinder in Trikothemden und Sandalen. Noch mitten in der Nacht begann das ganze Viertel mit der Arbeit. Sechzig- und siebzigjährige Männer stemmten große Steine an die Stelle, wo die Barrikaden entstehen sollten. Zwölfjährige zogen und schoben schwer beladene Karren, während hinter ihnen noch jüngere mit den schwersten Steinen, die sie schleppen konnten, herrantraten. Frauen suchten die Felder ab und füllten ihre Einkaufskörbe ebenfalls mit Steinen. Wenn Beit Hakerem das zweite jüdische Viertel in Jerusalem werden sollte, das von einer arabischen Armee angegriffen wurde, dann wollten seine Bewohner doch ganz Jerusalem ein Beispiel geben.

Langsam, wie ein schweratmiger Greis, keuchte der verrostete alte Dampfer, der schon zum Verschrotten bestimmt gewesen war, über die majestätische Bucht. Lange vor dem Krieg für achthundert Erste-Klasse-Passagiere gebaut, quoll die „Kalanit“ nun von fast zweitausend Fahrgästen über, die in schweigender Ergriffenheit das Bild betrachteten, das sich vor ihnen ausbreitete: der Hafen von Haifa und dahinter die grünen Hänge des Karmel. Für diese Menschen war der Anblick die Krönung langer Sehnsuchtsjahre, das Ende einer endlos scheinenden Wanderschaft, die sieben, acht, neun Jahre vorher irgendwo in Mitteleuropa begonnen hatte, ausgelöst durch Hitlers Vorstoß nach Osten. Manche hatten sich in die Wälder flüchten können, wo sie sich wie gehetztes Wild verbargen und Seite an Seite mit den Partisanen kämpften, bis die Stunde ihrer Befreiung schlug. Andere waren in die Todeslager Nazi-Deutschlands getrieben und angesichts der Gaskammern befreit worden, in denen sich sechs Millionen ihrer Leidensgenossen hatten verschwinden sehen.

Der verzweifelt ersehnte Sieg der Alliierten hatte sie wieder hinter Stacheldraht in neue Lager geführt, und dort – in den D.P.-Lagern – waren die meisten von ihnen von der Haganah entdeckt worden. Ob sie nun Zionisten waren oder nicht, orthodoxe oder ungläubige Juden, Kommunisten oder Bürgerliche, sie alle beseelte der Wunsch, mit ihren Brüdern und Schwestern zusammenzuleben, fern von einem Europa, das sie verraten und den Nazi-Mördern preisgegeben hatte. Die Haganah hatte ihnen diese Chance geboten und für die Beförderung nach Israel nur eines verlangt – dass sie bereit seien, zu kämpfen. Das Netz, das die Untergrundarmee zur Förderung der illegalen Einwanderung aufgebaut hatte, sorgte dafür, dass sie in Sammelzentren gelangten, wo einige eine rudimentäre militärische Ausbildung erhielten und anschließend zu den Einschiffungshäfen geschleust wurden. Der wichtigste war Sète bei Marseille. Auf hoher See hatte die Einwanderer an Bord der „Kalanit“ die Freudenbotschaft erreicht, dass das Land, dem ihr alter

Seelenverkäufer sie entgegnetrug, sich das Recht erkämpft hatte, sie legal zu empfangen. Aber keine Fanfare, keine Ansprachen, keine hübschen Mädchen mit Blumensträußen erwarteten sie am Pier in

Haifa. Nichts Besonderes war zu sehen als die lange Reihe gelber, alter Omnibusse, die bereitstanden, sie aufzunehmen. Matti Megid, der junge Haganah-Offizier, der die Einwanderer aus Deutschland und Rumänien begleitet hatte, sah eine schwarze Oldsmobile-Limousine auf den Kai fahren und hörte gleich darauf jemand seinen Namen rufen. Zwei Stunden danach wurde Megid im Laufschrift in ein hell rosa Haus in Tel Aviv am Meer geführt, in ein Büro, das voller Leute war. Am anderen Ende des rauchgeschwängerten Raums sah Megid hinter einem Schreibtisch die charakteristische weißen Haarbüschel auf einem Kopf, der gerade über die Passagierliste der „Kalanit“ gebeugt war. Ohne Aufzublicken, fragte Ben Gurion: „Wie viele sind es?“ Er wollte alles wissen: woher die Leute kämen, wie alt sie seien, welche militärische Ausbildung sie besäßen. Dann hob der alte Mann plötzlich den massiven Kopf und blickte Megid an. „Sie wissen ja, wozu sie hier sind?“ fragte er. Als Megid nickte, sagte Ben Gurion: „Weil wir sie brauchen.“ „Aber doch nicht sofort?“ fragte der junge Offizier, beunruhigt über die Wendung, die das Gespräch nahm. Der jüdische Staatschef sah Megid scharf an, etwas überrascht von der Bemerkung. „Das ist nicht ihre Sache“, versetzte er. Plötzlich wurde dem Offizier klar, dass diese Menschen, die er nach Palästina gebracht hatte, sich die Aufnahme in ihr neues Vaterland verdienen mussten. Verdienen mussten, indem sie ihr Leben in einem Kampf einsetzten, auf den sie noch nicht vorbereitet waren. Megid bat Ben Gurion inständig, seinen Leuten wenigstens eine kleine Pause zu gönnen. Ben Gurion sah ihn an: „Sie wissen nicht, wie ernst die Lage ist.“ Und mit Trauer in der Stimme fügte er hinzu: „Jeder einzelne wird gebraucht.“

Wie Schlomo Schamir gehofft hatte, brachte der neue Tag eine Lösung seiner Personalsorgen. Vierhundertfünfzig Einwanderer von der „Kalanit“ wurden direkt von Haifa nach Tal Haschomer gebracht, als Mannschaften für Hurewitz' 72. Bataillon. Der aus Russland gebürtige Offizier sah sie sich genau an, als sie aus ihren gelben Bussen kletterten und sich vor ihm aufstellten. Es waren alles junge Männer, sonngebräunt die einen, die aus den englischen Internierungslagern auf Zypern kamen, grau und bleich im Gesicht die anderen. Sie führten in einem Kleidersack oder einem ramponierten Koffer ihre ganze Habe mit sich. Es waren blauäugige Polen, Ungarn, Rumänen, Tschechen, düster blickende Bulgaren und Jugoslawen, Russen mit strohblondem Haar. Sie waren ausnahmslos sehr mager, und etwas ängstlich Lauerndes in ihrem Blick deutete auf die schwere Vergangenheit, die sie hinter sich hatten. Hurewitz ließ seine vierhundertfünfzig Rekruten im Hof des Krankenhauses antreten, um ihnen zu ihrer Ankunft eine Ehrung zu erweisen, wie sie ihnen in all den Lagern, in die sie schon gebracht worden waren, schwerlich zuteil geworden war: Er hielt ihnen eine Begrüßungsansprache. Aber als er zu reden begann, merkte er an ihren Mienen, dass sein neues Bataillon offenbar ein kleines Babel war, in dem nur eine Sprache nicht gesprochen wurde: Hebräisch. Er ließ seinen Schreiber, einen polnischen Sergeanten, holen und von ihm seine Begrüßungsworte ins Jiddische und Polnische übersetzen. „Seid willkommen in den Reihen der israelischen Armee“, begann Hurewitz noch einmal. „Wir haben euch mit Ungeduld erwartet. Die Zeit drängt, und Jerusalem ist in Gefahr. Wir werden der Stadt zu Hilfe kommen.“ Kaum dass sein Dolmetscher die letzten Worte übersetzt hatte, sah Hurewitz mit Erschütterung, wie auf einmal in die Gesichter dieser Überlebenden eines fast untergegangenen Volkes Leben kam. Dann brachen sie wie aus einem Mund in Jubel aus.

Er teilte die Männer in vier Kompanien auf und ließ Gewehre ausgeben. Zwar hatte ein Drittel von ihnen eine gewisse militärische Ausbildung absolviert, aber noch keiner hatte bisher das englische Lee-Enfield-Gewehr in der Hand gehalten. Die Kompanien wurden in Züge und Gruppen unterteilt,

wobei Hurewitz darauf achtete, Leute, die die gleiche Sprache sprachen, nach Möglichkeit in derselben Einheit unterzubringen. Jeder erhielt die nötigsten Uniformstücke. Da die Männer einander noch nicht kannten, befahl Hurewitz seinen Unteroffizieren, einen roten Streifen auf die Schulter ihres Hemdes zu nähen, damit man sie von Offizieren und Mannschaften unterscheiden konnte.

Das schwierigste Problem war die sprachliche Verständigung. Die Zug- und Gruppenführer waren sämtlich Sabras, die nur Hebräisch sprachen. Wie sollten sie Männer in den Kampf führen, die nicht einmal ihre Befehle verstanden? Hurewitz versammelte seine Unterführer und besprach mit ihnen dieses Problem. „Passt auf“, sagte er schließlich, „wir haben nicht viel Zeit. Wir müssen es wie mit kleinen Kindern machen. Bringt ihnen nur ein paar einfache Wörter bei, die sie im Einsatz kennen müssen.“ Nicht lange, und Hurewitz hörte vom Hof des Krankenhauses ein seltsames Gemurmel Hunderte von Stimmen artikulierte langsam eine Folge von Silben. In der Sprache der Richter und Propheten übten die neuen Mannschaften seines 72. Bataillons die Wörter ein, mit denen sie sich beim Einsatz Jerusalems verständigen sollten.

Collins, Larry/ Lapierre Dominique: O Jerusalem. Die Geschichte einer Stadt, die zum Pfand und Symbol eines mörderischen Bruderkrieges wurde. Rowolt Taschenbuchverlag. Hamburg. 1975 S. 457 - 463